

Die Kriegswirtschaft des nationalsozialistischen Deutschlands war auf die Arbeitskraft der besetzten und eroberten Gebiete angewiesen. Die deutschen Männer verbluteten auf den Schlachtfeldern in den fernen Ländern Europas, die man rücksichtslos angegriffen und unterworfen hatte. Folglich mußten Ausländer die Maschinen und die Landwirtschaft am Laufen halten. Im August 1944 waren – um eine Zahl zu nennen – 7 615 970 ausländische Arbeitskräfte im sogenannten Großdeutschen Reich beschäftigt, davon 1,9 Millionen Kriegsgefangene, die anderen Zivilisten. 2,8 Millionen stammten aus der Sowjetunion, 1,7 Millionen aus Polen, 1,3 Millionen aus Frankreich.² Die deutsche Landwirtschaft wäre schon Ende 1940 ohne die zwei Millionen Ausländer nicht mehr in der Lage gewesen, das Produktionsniveau zu halten. Die Großlage im Reich spiegelt sich auch in Laucherthal bei Sigmaringen wider. Am 13. März 1940 kamen die ersten polnischen Fremdarbeiter nach Sigmaringendorf; sie wurden in der Landwirtschaft eingesetzt.

Auch in der Fürstlich Hohenzollerischen Hütte Laucherthal war der Betrieb nur mit fremden Arbeitern aufrecht zu halten. In den Bauakten des Werks³ findet sich ein Gesuch vom 1. Juni 1940, das wie folgt begründet wird: *Für die Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte ist die Aufstellung eines Wohnlagers erforderlich. Nach dem hier beigegebenen Plan ist ein Tagesraum, ein Schlafräum mit Wärter und Wäschestube, ein Waschräum und die erforderlichen Aborte vorgesehen. Die Belegschaft soll ca. 40 Mann betragen.* Die Baracke mißt 12,15 m auf 16,65 m, die Grundfläche beträgt also 202 qm. Sie soll zwischen der Straße nach Hitzkofen und der Lauchert gebaut werden. In den Bauakten findet sich auch der weitere Ausbau des Lagers registriert: Am 9. Mai 1941 wird um den Bau einer *Gefolgschaftsbaracke* angesucht; dabei sollen zwei Zimmerer, zwei Maurer und sechs Polen beschäftigt werden. Am 28. Mai 1941 werden für eine weitere Mannschaftsbaracke von 40 m Länge und 8 m Breite, zwei Mannschaftsbaracken von 19,95 m Länge und 6,05 m Breite, zwei Wasch- und Abortbaracken (10 m auf 6,05 m) und eine Wachbaracke (6,30 auf 4,30) die Baugenehmigung erteilt. Diese Anlage soll hundert polnische Arbeitskräfte beherbergen. Sie ist am 9. September 1941 beziehbar. Die Baracken, so heißt es im erläuternden Text, *sind auf Veranlassung des Rüstungsbereiches Ulm zu erstellen, da wir für die im Frühjahr zur Wehrmacht einzuberufenden Arbeitskräfte ausländische Arbeiter zugewiesen bekommen.*

Die lange Baracke wird in sechs Zimmer mit jeweils einem Ofen in der Mitte und zwei Fenstern auf jeder Seite geteilt. Am 14. Februar 1941 findet in Stuttgart eine Arbeitstagung statt, auf der Fragen des Verhältnisses der deutschen Zivilbevölkerung zu fremdvölkischen Arbeitskräften und Kriegsgefangenen behandelt werden. In dem handschriftlichen Protokoll im Sigmaringer Archiv heißt es: *Was das Verhalten der Bevölkerung, insbesondere der ländlichen gegenüber den Polen anlangt, so ist nach den Ausführungen des Obergruppenleiters Kaul in zahlreichen Fällen beobachtet worden, daß fast durchweg die Bevölkerung den Polen gegenüber in einer geradezu unerfindlich freundlichen und entgegenkommenden Weise gegenübertritt.* Das bezieht sich vor allem auf den bäuerlichen Bereich, in dem die Ausländer wie ein regulärer Knecht behandelt wurden, der am Tisch aß und der mit der Familie zur Kirche ging. In Laucherthal war das Verhalten durch die Unterbringung in Lagern sicher distanzierter, aber es ist zunächst einmal davon auszugehen, daß die Bevölkerung dem völkisch geschürten Fremdenhaß reserviert gegenüberstand und daß es für die Ausländer tradierte Rollen gab, die sie einnehmen konnten: Knecht oder unqualifizierte Arbeitskraft.

Im Juli 1941 waren unter der Aufsicht der StaPo-Außendienststelle Sigmaringen folgende Fremdarbeiter beschäftigt: 1 344 Polen, 89 Italiener, dreizehn Schweizer, zwei Norweger, elf Jugoslawen, ein Bulgare, drei Ungarn und neun Franzosen.

Der Krieg gegen die Sowjetunion war gerade erst begonnen worden, noch fehlte die Heerschar der Arbeiter, die dann am schlechtesten behandelt werden sollten. Es geht aber in dieser Skizze nicht um die Darstellung der Werksgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der fremden Arbeiter, sondern es geht um eine genauere Betrachtung einer winzigen Gruppe – der Griechen, die in der Hütte arbeiteten. Sie kamen so ziemlich als letzte, erst im Sommer 1943, und es waren insgesamt nur 88 Personen, aber durch einen glücklichen Zufall war es möglich, mit einzelnen der Arbeiter in Griechenland Gespräche über ihre Zeit im Laucherthal zu führen⁴. So kann auch einmal die andere Seite gehört werden, die sonst meistens zum Schweigen verurteilt ist⁵. Die Griechen tauchen in der Statistik als Bulgaren auf. Nordgriechenland war von den mit Hitler verbündeten Bulgaren besetzt, deshalb konnten dort auch beliebig Arbeitskräfte rekrutiert werden. Als Angehörige einer verbündeten Nation ging es den Grie-

chen relativ gut, was ihre Ernährung, ihre Behandlung, ihre Bezahlung anlangte – kein Vergleich zum Leben der sowjetischen Kriegsgefangenen oder auch der polnischen Zivilarbeiter, die wie Sklaven behandelt werden durften und deren Lagerleben sehr viel strenger und restriktiver reglementiert war.

Zwangsarbeit in Bulgarien – Arbeitsverpflichtung im Reich

Nach der Besetzung Nordgriechenlands durch die Bulgaren wurden zuerst die arbeitsfähigen Männer der Gegend, in der ich diese Gespräche führen konnte – Kavalla –, zur Zwangsarbeit nach Bulgarien verbracht. Dort wurden die Lebensbedingungen so katastrophal gestaltet, daß die verhungerten und ausgemergelten Leute froh waren, als die Möglichkeit bestand, sich für die Arbeit im Reich anwerben zu lassen. Deutsche Kolonnen gingen mit einer großen Pauke durch die Stadt und warben um jeden; bei der Laucherthaler Gruppe waren zwei über 60 Jahre alt, insgesamt die Hälfte, 44 Mann, war älter als 35 Jahre.

Allzu traurig waren die Männer also nicht, als sie mit einem Lastwagen den Berg hinauffuhren und Kavalla ihren Blicken entschwand. Sie trennten sich zwar von ihrer Familie, was viele hart ankam, aber sie hofften, durch die versprochenen Geldsendungen dem Unglück der Familie Abhilfe schaffen zu können. Die Überweisungen haben bis 1944, als Kavalla befreit wurde, geklappt. Alle, die Geld nach Hause schickten, berichten übereinstimmend, daß die 100 bis 120 Mark, die man übrig hatte, auch ankamen und die Angehörigen vor dem Hunger schützten. Mit dem Lkw fuhr man bis Drama, dann wurde man in die Eisenbahn umgeladen und über Sofia nach Lom an die Donau verbracht. Dort blieb man, bis dreihundert Leute zusammengekommen waren; das war die «Ladung», die einen Donaudampfer füllte. Manche mußten bis zu einem Monat warten, bis die Reise nach Wien fortgesetzt werden konnte.

Als wir in Wien ankamen, sahen wir etwas, das uns einen Schock versetzte: Tausende deutscher Kriegsversehrter mit Krücken. Sie brachten uns dann zu einem Ort, wo wir schlafen sollten. Dort sahen wir wirklich den tiefsten Punkt, wohin ein Mensch gelangen kann, wo er nicht mehr vom Tier zu unterscheiden ist. Wir sahen Tausende Russen, Polen, die keine Ähnlichkeit mehr mit Menschen hatten, nicht mal mehr mit Tieren, in einem riesigen Lager, wie ein Sportstadion, umgeben mit Stacheldraht; und darin kleine Kinder, alte Menschen, junge Leute. Sie hatten keine Ähnlichkeit mehr mit Menschen, sie waren ganz

kaputt, zerstört; und sie gaben ihnen ein Essen, das wie Suppe aussah, mit Brot darin, Brot, das von den Soldaten weggeworfen war. Weißt Du, wenn Du das einmal gesehen hast, dann ist Dein Glaube an die Menschheit zerstört, da sagst Du nichts mehr. Es ist besser, Du schließt Deine Augen, damit Du das nicht sehen mußt, so was Schreckliches. Das war am Stadtrand von Wien. So erzählt Herr Kapsalas, ein griechischer Gesprächspartner, von dieser ersten Begegnung mit dem Terrorssystem des Nationalsozialismus. Er war zuvor schon in einer sozialistischen Organisation aktiv gewesen, hatte Flugschriften gegen die deutsche und bulgarische Besatzung verteilt und war aus Angst vor Verfolgung nach Deutschland «geflüchtet» – merkwürdige Verschränkungen von Verfolgung und Zuflucht. Er blieb auch später – bis heute – seiner politischen Überzeugung treu. Seine Kinder konnten beispielsweise nicht studieren, weil er während der Zeit der Junta in Griechenland politisch geächtet war. Es scheint auch eine politische Dimension im Blick zu geben, denn nur einige haben in diesem Lager in Wien das Ausmaß der Menschenverachtung wahrgenommen, das sie in den kommenden zwei Jahren verfolgen sollte und vor dem sie sich schützen mußten. Man könnte die Hypothese wagen: nur wer die Sicherheit durch eine bestimmte politische Haltung hat, kann es sich leisten, diese Schrecken zu registrieren; der andere schließt wirklich besser die Augen. Er kann sich diesen Anblick in Anbetracht der eigenen Zukunft nicht leisten.

Herr Kapsalas erwähnt, schon damals seien einige der griechischen Arbeitsverpflichteten geflohen. Das haben wir sonst nicht gehört, aber sehr häufig wurde diese Szene durch Verdrängung gemieden –, man flieht ins Vergessen. So Herr Patzoglos, der beim Stichwort Wien vom Riesenrad zu erzählen beginnt; an die Übernachtung in einem Lager vermag er sich nicht zu erinnern.

Von Wien fuhr man mit dem Zug weiter. Es ist anzunehmen, daß auch dieser Transport in der Entlausungsstation Ulm Zwischenstation machte, so wie die Züge aus Polen, die 36 Stunden anhielten, um die deutschen Vorstellungen von Hygiene zu realisieren. Der Zug stoppte dann an einzelnen Stationen, um seine Fracht je nach Bedarf der deutschen Kriegswirtschaft abzuladen. 65 Griechen waren es, die Mitte Juni 1943 vermutlich am Dienstag, dem 15. Juni, am Bahnhof in Sigmaringendorf ausstiegen. Sie waren nicht die ersten Fremden, die den Weg über die Bahn und dann bis Laucherthal der Straße entlang zurücklegten. Sie kamen ohne Bewachung. Trotz den Entbehungen vor und während der Reise waren sie unvergleichlich besser genährt und ge-



Eine Gruppe sowjetischer Arbeiter in einer schneebedeckten Straße; der erste zieht ein Wägelchen mit einer Milchkanne. Dieses Foto hat ein Deutscher vermutlich aus einem Haus trotz Verbots gemacht.

kleidet als die russischen Kriegsgefangenen und die Fremdarbeiter aus Polen und der Sowjetunion, die schon vor ihnen diesen Weg gegangen waren.

Barackenleben, harte Arbeit und ungewohntes Klima

Nach gut zwei Monaten Reise waren die Griechen da. Sie hatten nicht gewußt, wo ihr Ziel sein würde, irgendwo in Deutschland – eine Fabrik jedenfalls. Es waren ungefähr zehn Baracken, die damals in Lauchertthal standen. Sie waren seit dem 24. November 1941 von einem 1,20 Meter hohen und 212 Meter langen «Spriegelzaun» umgeben. Die Baracke der sowjetischen Kriegsgefangenen muß abgesondert gelegen haben; sie war nach Aussage der Griechen mit Stacheldraht umzäunt. Die französischen Kriegsgefangenen – 60 an der Zahl – waren im umgebauten Gasthaus *Zum Eisenhammer* untergebracht. Im früheren Gastraum war ein Schlafsaal (9,84 m auf 8,50 m für 60 Mann) untergebracht, und die Wohnung, so hieß es in den Bauanweisungen, *ist von dem Gefangenenlager so abzutrennen, daß keinerlei Zugangsmöglichkeit mehr vorhanden ist. Für die Wohnung ist ein besonderer Zugang zu dem Gebäude zu schaffen, der ebenfalls mit dem Gefangenenlager nicht zusammenhängt.* Die Baracke der Griechen, manche erzähl-

ten, es seien zwei gewesen, lag zwischen Straße und der Lauchert. Herr Argiraki malte die Baracke auf: jeweils an den Längswänden, so seine Skizze, standen Doppelbetten; in der Mitte des Raumes ein langer Tisch mit Bänken; in einem Schrank hatte jeder ein Fach für seine wenigen Privatsachen. Neben der Baracke war ein Waschhaus mit Toiletten. Hier habe es immer warmes Wasser gegeben und «Pulverseife», um sich nach der Arbeit zu säubern.

Zwei Tage hatte man Zeit, um sich zu erholen, man wurde fotografiert und erhielt einen Ausweis, dann wurde man zur Arbeit eingeteilt. Die Jüngeren und Kräftigeren wurden zur Arbeit am Hochofen eingesetzt. Insgesamt seien das aber, wie erzählt wird, nur drei Griechen gewesen. Sie hatten körperlich anstrengende Hilfsarbeiten zu leisten. Herr Karasawas berichtet, daß die Werkstücke, die sie hochheben mußten und die glühend heiß waren, 137 Kilogramm wogen. Nach einer Viertelstunde Arbeit bekam man fünf Minuten Pause und kaltes Bier. Die ahnungslosen Griechen, die von der Kälte keine Vorstellung hatten, wollten sich von der Hitze auch im Winter im Freien erholen, wovon sie krank wurden. So Herr Karasawas, der eine Lungenentzündung bekam: *Wir haben mit der Kälte nicht umgehen können; wir kamen aus einem Land mit Sonne in ein Land voller Feuchtigkeit.* Die Arbeitszeit für die Hochofenarbei-

ter betrug acht Stunden und war auf drei Schichten rund um die Uhr verteilt. Alle anderen mußten zwölf Stunden in zwei Schichten arbeiten.

Die Arbeit wird verschieden eingeschätzt. Manche bezeichnen sie als hart und brutal. Herr Pantasis dagegen meint: *Jeder Arbeiter, wenn er gut arbeitet, hat es auch gut. Dann ist der Meister auch gut.* Er jedenfalls habe geweint, als er Deutschland wieder verlassen mußte. Ähnlich erinnert sich Herr Nestoridis: Wenn man ein guter Arbeiter war, dann wurde man gut behandelt. Allerdings hätten sich in der Abteilung, in der er arbeitete, *alle guten Deutschen gesammelt.* Der Meister habe in den Pausen gesagt, *komm Nicolai, essen,* und samstags habe er ihn gelegentlich mit nach Hause genommen und zum Essen eingeladen. Aber Herr Nicolai ist wohl eine Ausnahme; ihm hat es so gut gefallen, daß er in den 60er Jahren seinen Sohn als «Gastarbeiter» nach Laucherthal schickte. Er wohnte dort bei einer Frau, die der Vater von seinem Aufenthalt her schon gut kannte; und er selbst ist im Jahr 1965 zu Besuch nach Deutschland gefahren, um den Meister, der ihn so freundlich umsorgt hat, wieder zu sehen.

Unsere Vorstellungen von Freizeit sind bei den Gesprächen schnell zerronnen. Auf die Frage, «was man so» abends machte, kam meistens die Standard-Antwort: Man legt sich ins Bett und war froh, daß der Tag rum war. Musik machen? Mit was? Lesen? Was? Ja, man redete miteinander über die Heimat und über Kavalla. Aber die Gruppe war wohl trotz des gemeinsamen Schicksals nicht allzu homogen. Es gab keinen politischen Boden, auf dem man zusammenstand; man war hierher gekommen, um zu überleben und der Familie beim Überleben zu helfen. Wie sich vorsichtig in den Gesprächen abzeichnet, gab es wohl auch heftige Kontroversen, deren tieferer Grund allerdings nicht deutlich wird. Frau Bulakis, die Witwe eines Laucherthal-Arbeiters, erzählt, ihr Mann habe berichtet, daß das Verhältnis unter den Griechen nicht gut gewesen sei. Manche hätten geklaut, andere seien regelrecht Schwarzhändler geworden, und das Kartenspiel um Geld habe die Gruppe zertrennt.

Vom Kartenspielen berichten auch Herr Karasawas und Herr Balakis. Nachts seien gelegentlich überraschende Kontrollen gekommen. Die Lagerleiterin, *eine blonde Frau,* sei zusammen mit dem Sanitätsmann bewaffnet in die Baracke eingedrungen, habe die Pistole gezogen und das Geld, das auf dem Tisch lag, abkassiert. Es seien bis zu 3.000 Mark gewesen. Die Summe kommt mir sehr hoch vor, denn der durchschnittliche Monatsverdienst betrug brutto 184 RM, und fast alle Arbeiter haben davon um die hundert Mark nach Kavalla geschickt. Herr Argi-

Betriebsbesichtigung

der Firma Fürstl. Hohenzollernsche Hüttenverwaltung
Laucherthal in Laucherthal.

Bezug: Erlaß des Herrn Reichsarbeitsministers vom 26.
Februar 1944 - VIIa Nr. 524/44.

Im Werk werden in verschiedenen Abteilungen folgende Erzeugnisse hergestellt:
Stabstahl und Draht in Spezialqualitäten, Schmiedestücke, Gesenkpresteile, Stangen und Rohre in Leicht- und Schwermetall, Schmiedestücke und Gesenkpresteile in Stahl und außerdem Gleitlager im Verbundverfahren Stahl/Bleibronze.

A. Gefolgschaft.

1. Angestellte insgesamt:	253
davon a) technische Angestellte:	97
b) kaufmännische Angestellte:	156
2. Arbeiter insgesamt:	1 732
davon a) deutsche Gefolgschaftsmitglieder	
erwachs. männl. Arbeiter:	619
erwachs. weibl. Arbeiter:	239
Jugendl. Arbeiter unter 18 Jahren:	101
b) ausländische Arbeiter ohne Ostarbeiter	
männl. Arbeiter:	560
weibl. Arbeiter:	53
c) Ostarbeiter	
männl. Arbeiter:	89
weibl. Arbeiter:	25
d) Kriegsgefangene:	46.

F. Unterbringung und Verpflegung.

1. In Gemeinschaftsunterkünften sind insgesamt 602 männliche und 58 weibliche ausländische Gefolgschaftsmitglieder und Ostarbeiter, in 14 Baracken untergebracht. Es handelt sich um Polen, Ostarbeiter, Ukrainer, Bulgaren, Franzosen, Belgier, Holländer, Protektoratsangehörige, Serben, Kroaten und Slowenen. Die Nationen sind in Hauptgruppen getrennt.

In dem Lager befinden sich außer den Wohnbaracken die entsprechenden Waschräume, Abortanlagen, eine Küchenbaracke, eine Entlausbaracke und eine Sanitätsbaracke. Das Lager entspricht bis auf die Frauenunterkünfte für Ostarbeiterinnen den Vorschriften der Lagerverordnung. Die Schlafräume für Frauen sind überbelegt. Hier wurde von der Firma eine Regelung verlangt, die den Mindestvorschriften des § 4 Abs. 3 der Lagerverordnung entspricht.

2. Das Werk verfügt über eine Werksküche, in der etwa 770 Personen in den verschiedenen Schichten je eine Hauptmahlzeit erhalten.

raki, einer der präzisesten Erzähler, meint: Das Geld habe an sich keinen Wert gehabt, weil man im Grunde dafür nichts kaufen konnte; die Schwarzmarktpreise hätten aberwitzige Höhen gehabt: Eine Zigarette habe fünf bis zehn Mark gekostet, ein Kilo Brot 30 Mark, eine Flasche Bier ohne Marken fünf Mark, ein Kilo Fleisch 400 Mark. Es soll einige Griechen gegeben haben, die sich auf den Schwarzhandel spezialisiert hatten, die das Lager verließen, um Kleider und Marken zu erbetteln; und die hatten dann auch die hohen Geldsummen, die beim Glücksspiel rotierten – oder von der Lagerleitung abkassiert wurden.

Solche zusätzlichen Versorgungsquellen waren wohl nötig, denn das Essen wird als schlecht beschrieben. Morgens vor dem Arbeitsbeginn gab es Kaffee und etwas Brot. Herr Balakis war der Kaffeekocher. Er habe morgens um vier Uhr für das gesamte Lager, für zweitausend Leute, zwei «Bomben» Kaffee aus Warmem Wasser und vier Kilo Kaffee gemacht. Auch wenn zweitausend eine übertriebene Zahl ist, so wird auch von anderen bestätigt, daß der Kaffee die Farbe einer Suppe hatte. Das Frühstück nahm man in der Baracke ein, vor dem normalen Schichtbeginn um 6 Uhr. Das Mittagessen gab es im Betrieb. Es hätte Suppe, Suppe, immer Suppe gegeben; Wassersuppen, Bohnensuppen mit Bohnen, die man kaum hätte essen können. *Ich war ein junger Kerl und habe nur Kartoffeln und Suppe bekommen.* Mittags habe es Kartoffeln gegeben und zweimal in der Woche eine winzige Portion Fleisch. Das Essen muß so schlecht gewesen sein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Herr Karasawas behauptet, der Koch habe für sich Geld und Zutaten abgezwickelt. *Der hat 100 Mark für die Küche bekommen und hat für zehn Mark gekocht. Den Rest hat er für sich behalten.* Das ist ein auffälliger Mechanismus, der uns wiederholt begegnete, daß man, um den systematischen Terror zu verdrängen, das Bedrohliche in den schlechten Eigenschaften einzelner Figuren sah. Das personifizierte Böse scheint leichter erträglich zu sein als die terroristische Institution; denn in Wirklichkeit war ja die schlechte Behandlung, die Reproduktion zum billigsten Preis, von den politischen Entscheidungen vorgegeben. Die Ausländer waren nur Arbeitskräfte; gelegentliche kollegiale oder mitmenschliche Wärme funktionierte gegen das kalte System, das auf Distanz und Isolation sann.

Griechen, Polen und Russen in einem Lager

Es gab Kontakte zu Angehörigen aller anderen Nationalitäten, wohl auch zu den russischen Kriegsgefangenen, denen es am schlechtesten ging, sowohl was die Ernährung als auch die Kleidung anbelangt. Der Schwarzmarkt war nur eine Seite der nationalen Begegnung; er scheint auch auf wenige Händler begrenzt gewesen zu sein. Herr Argiraki bekam alle vierzehn Tage einen Brief von seiner Frau, darin waren stets vier Zigaretten, davon hat er zwei den Polen gegeben. Als einmal ein Paket mit 200 Zigaretten kam, verteilte er die Mehrzahl unter den Polen. Man habe den Polen und Russen auch ab und zu Brot zugesteckt. Herr Balakis bekam sogar Prügel, weil er sich eines polnischen Arbeiters annahm. Dieser hatte sich am Arm so sehr verletzt, daß er blutete,

und der Meister habe ihn dennoch angeschauzt, er solle weiterarbeiten. Da sei er hingegangen, weil er doch kein Gefangener war, sondern einen Vertrag hatte, und habe sich angeboten, für den Verletzten einzuspringen. Daraufhin habe der Meister ihn geschlagen.

Auch Herrn Kapsalis wurde durch die Solidarität eines anderen Ausländers geholfen. Er, der schon in Wien angesichts der Zustände im Übergangslager so erschrocken war, blieb auch in Laucherthal erschüttert. Als er die Russinnen und Polinnen gesehen habe, habe er geweint, weil sie nicht mehr wie Menschen aussahen. Er habe über die Lagerzustände in einem Brief an seinen Bruder geschrieben. Dieser Brief wurde von der Gestapo abgefangen. Er wurde nach Sigmaringen bestellt und dort eingesperrt. Er saß zusammen mit einem Polen in der Zelle, der war wie im Schock, *so viel Holz hatte der gegessen*, so sehr war er geschlagen worden. Nach einer Stunde kam ein Offizier mit dickem Bauch und fragte ihn, ob er deutsch, polnisch etc. könne; er verneinte, er könne nur griechisch. Daraufhin sei ein Bulgare zugezogen worden, der griechisch sprach. Herr Kapsalis erzählte den Dialog in direkter Rede: *Hast Du das geschrieben? – Ja. – Warum? – Ich habe einen Vetter, der hat in Deutschland studiert und der hat mir tolle Sachen über Deutschland erzählt, und ich hab deshalb nicht verstanden, weshalb alles ganz anders ist. – Du bist Kommunist? – Nein, ich bin Demokrat.* Da habe ihn der Bulgare *mit gutem Auge* angeschaut und gesagt, ich soll auf den Tisch hauen und sagen: *ich bin nicht Kommunist, ich bin Demokrat, und ich soll nicht sagen, daß ich von Beruf Setzer bin, sondern Kellner.* Er kam dann für 21 Tage nach Sigmaringendorf ins Gefängnis. Zwei Kartoffeln und eine Tasse Suppe habe er als Verpflegung pro Tag erhalten. Der Wächter habe ihn als Schwein beschimpft und ihm gezeigt, wie man sich ordentlich wäscht.

Zwei verschiedene Grundeinstellungen sind in den Erzählungen auszumachen: Manche der Griechen vermochten Faschismus als eine bestimmte, systematische Art von Herrschaft – und davon abgeleitet, eine bestimmte Art vom Umgang mit Menschen – nicht zu realisieren. Sie arbeiteten gewissermaßen an einem neutralen Arbeitsplatz, der gewisse Regeln abverlangte. Hielt man diese ein, *konnte man sich nicht beklagen.* Es gab in diesem System einzelne Bösewichte, die die Ordnung verletzten und denen gewisse Ausschreitungen zuzuschreiben waren.

Auf der anderen Seite hat die Mehrheit der griechischen Arbeiter den Terrorcharakter des Nationalsozialismus gesehen; vielleicht nicht politisch-analytisch, aber das Alltagsleben im Lager, die Erfahrungen mit den Nazis, die Arbeitsbedingungen, die Be-



So hat das Münchner Atelier Bollhagen 1921 die «Fürstlich Hohenzollernschen Hüttenwerke Laucherthal» bei Sigmaringendorf aus der Vogelschau mit malerischen Mitteln dargestellt. Dieses Bild ist der Jubiläumsschrift zum 275jährigen Bestehen der Hüttenwerke entnommen, die 1983 erschienen ist.

handlung der Arbeiter und Gefangenen aus dem Osten waren ausreichend, um den *gefährlichen Charakter* der Deutschen vor Augen zu führen. Man war vorsichtig, in vielem angepaßt, denn man sah ja im Lager Tag für Tag, welche Stufenleiter hinab zur puren Barbarei führte. Daß es anderen noch schlechter ging, tröstete in gewisser Weise über den eigenen Zustand hinweg, verführte zur Anpassung an die ordnende Macht und verhinderte allzu starke Identifikationen mit den anderen Fremden, die spürbar geringer geschätzt und *wie Hunde* behandelt, mit Eisenstücken geschlagen und bei geringstem Anlaß malträtirt wurden. Gleichwohl gab es bei den antifaschistischen Griechen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den anderen Fremden, das sie dann auch von den Deutschen absetzte und diese zumindest partiell zu Feinden machte.

Griechische Fremdarbeiter decken Sabotageakte

Herr Argiraki und Herr Georgiadis erzählen von Sabotageakten, die sie zwar nicht verübten, aber deckten. Herr Georgiadis traf in Sigmaringen einen Kameraden, der nicht zur Arbeit ging und sich vor Drohungen durch die Behandlung schützte, er habe Malaria. Als man im Krankenhaus der Täuschung auf die Spur kam – was wahrscheinlich nicht allzu schwierig war –, wurde er ins Gefängnis gesteckt. Danach kam er wieder nach Laucherthal, wo er wieder nicht gearbeitet habe, so daß er erneut im Gefängnis landete. Diese Geschichte haben wir nur einmal gehört. Selbst wenn sie erfunden sein sollte, gibt sie doch die Richtung der Wünsche an; nämlich daß man mit den Deutschen nicht kollaborieren mochte und daß Arbeitsverweigerer mindestens



den Respekt eines Don Quichotte gewannen. Herr Argiraki berichtet von einem Sabotageakt der Polen. Sie hätten die Transmission zerstört, indem sie nachts den Riemen zerschnitten. Die Gestapo – ein Wort, das im Originalton parat ist – habe alle in Frage kommenden Polen mitgenommen und andere Ausländer, auch ihn befragt, aber niemand habe die Polen verraten. Nach einem Monat seien alle zurückgekommen, außer einem, der viel später, wie ein Skelett aussehend, ins Lager zurückkehrte. Er habe Stefan geheißt und die Leitung im Lager – wohl die illegale Lagerleitung – übernommen. Fast alle Gesprächspartner wurden mit Schlägen konfrontiert; über die Hälfte hat selbst welche bekommen, die anderen haben welche beobachtet. Herr Argiraki wurde vom Meister geschlagen – er war 1943 30 Jahre alt –, weil er zusammen mit einem

alten Deutschen, der für die schwere Arbeit zu schwach war, ein Werkstück fallen ließ. Da war eben er der Schuldige. Ein anderes Mal war er erkältet und kam fünf Minuten zu spät zur Arbeit. Als er seine Krankheit melden wollte, habe ihn der Meister gepackt, zum Arzt geschleppt und dieser nach einer kurzen Untersuchung ihn als gesund bezeichnet. Daraufhin hat ihn der Meister geschlagen – *kaputt geschlagen*. Auch Herr Balakis und Herr Karasawa wurden geschlagen. Herr Karasawa war der Dolmetscher der Gruppe. Er war schon 1941 in Frankfurt zur Arbeit gewesen, aber dann bekam er Angst vor den Bombenangriffen. Er kehrte nach Kavalla zurück, wurde von den Bulgaren verhaftet und floh zu den Deutschen, indem er den Arbeitsvertrag unterschrieb. Er sprach russisch, bulgarisch und ein paar Brocken deutsch – *guten Morgen, guten Abend* –,

da wurde er Dolmetscher. Wenn einer krank war, begleitete er ihn zum Arzt; er verteilte das Essen und hat dabei auch (angeblich) mitbekommen, daß der Koch sein Küchengeld veruntreute. Da die Griechen außerdem keine richtigen Schuhe, sondern nur Holzpantinen, und keine Winterkleidung bekamen, bildeten fünf von ihnen eine Kommission und marschierten nach Sigmaringen zur Deutschen Arbeitsfront, um sich zu beschweren und besseres Essen, wärmere Kleidung und bessere Arbeitsbedingungen zu verlangen. Dort hörte man sie an und gab ihnen einen geschlossenen Umschlag für die Direktion mit. Im Betrieb wurden sie in ein Zimmer geführt, mit einem dicken Teppich, in den man tief einsank, das war der Warteraum. Im nächsten Zimmer saß ein dicker Mann, der den Brief las und sie dann mit Krach rausschmiß. Herr Karasawa wurde daraufhin als Dolmetscher abgelöst und im Walzwerk eingesetzt.

Kein Recht auf Krankenversorgung
und ein Stück Holz: «Komm, iß das!»

Rechte hatten die griechischen Fremdarbeiter nicht; das sollten sie auch bei der Krankenversorgung merken. Herr Karasawa beispielsweise bekam von der Temperaturdifferenz im Walzwerk eine Lungenentzündung, aber der Arzt wollte ihn nicht krankschreiben. So machte er sich schließlich auf eigene Faust auf nach Sigmaringen ins Krankenhaus. Alle anderen hatten ein Papier; als er als letzter immer noch wartete, erbarmte sich ein Arzt, untersuchte ihn und steckte ihn gleich in die Krankenbaracke, die sauber und gut versorgt war. Seine Krankheit wurde aber nicht besser, so daß der Arzt ihn schließlich operierte. Er zeigte uns stolz die Narbe mit der Feststellung, wäre er in Griechenland operiert worden, wäre er gestorben. Allerdings hätte er in seiner Heimat vermutlich auch die Krankheit nicht bekommen.

Das sind dann die guten Deutschen: Der Arzt; die Nonnen aus Sigmaringen, die vielen und wiederholt geholfen haben; der Meister, der einem ein Stück vom eigenen Vesper abgab oder einen mit nach Hause nahm; die Frauen, die in der Eisenbahn Gefallen an einem fanden und von den schwarzen «Zigeunern» schwärmten. Vor allem die Frauen von Laucherthal sind es in der Erinnerung der Griechen gewesen, die immer wieder geholfen haben. Herr Moutos erzählt: *Die deutschen Frauen haben uns Karten gegeben, damit wir Brot kaufen konnten. Das Brot reichte nicht. Eigentlich haben uns die Frauen gerettet, weil die Frauen gesehen haben, wie schwer wir arbeiten mußten. Sie haben uns geholfen.* Herr Argiraki erzählt eine

kleine Geschichte, die das gleiche illustriert: *Ich wollte in's Dorf und Brot haben. Eine Frau hat im Garten gearbeitet. Ich habe sie gefragt, ob sie für mich Brot hat. Ich habe gesagt: Scheißkrieg, Polemos, sie hat verstanden Franzos, Nein, Griechenland. Da hat sie mich hereingegeben und mir ein frisches Weißbrot mit Speck und Most gegeben. Sie hat mir eine Zigarettenschachtel aus Volos gezeigt, da war ihr Mann Soldat. Ich habe gesagt: Ich kenne Volos. Da hat sie mir von ihrem Mann Kleidungsstücke gegeben.*

Diese Sequenz ließe sich schärfer interpretieren. Auf jeden Fall wird deutlich, daß die Frauen, an ihre Männer oder Söhne denkend, für diese Fremden ein Herz hatten. Auch Herr Altikoulatsoglou, der eine Zeitlang bei einem Müller in Mengen arbeitete – *den möchte ich noch einmal erwischen!* – und von diesem unbarmherzig schlecht behandelt wurde, erinnert sich, daß ihn die Tochter – *die war gut* – und die Frau retteten. Als er die Arbeit verweigerte, weil der Müller jeden Lohn ablehnte – *was soll ich heim nach Kavalla schicken?* –, überredeten sie ihn, weiter zu arbeiten. Er kam dann vom Regen in die Traufe, und zwar in eine Holzfabrik, in der er nicht einmal etwas zum Essen erhielt. Als er einen deutschen Kollegen fragte, was er denn essen sollte, da hat er ihm ein Stück Holz gegeben: *Komm, iß das!*

Das sind die Peitschenhiebe, die in der Erinnerung sitzen und bis heute schmerzen. Das sind Akte der Demütigung, die man nicht vergißt. Solche Erfahrungen haben einige der Griechen gemacht. Zwei erzählen von den Gemeinheiten der *Hitleriki-Kinder*. Herr Patsouglos, damals gerade 22 Jahre alt, der sich selbst als *jungen Kerl* bezeichnet und die ganze Zeit über ein Verhältnis mit einer polnischen Jüdin gehabt haben will, wurde eines Tages von einem zwölfjährigen Kind auf der Straße geschlagen – ohne Grund. Aber er wußte, wenn er zurückschlug, hätte es ihm größte Schwierigkeiten bereiten können. Als er davon erzählte, bebte seine Stimme noch heute vor innerer Wut.

Auch Herrn Kapsalas ist etwas Ähnliches passiert: Bei einem Ausflug in die Umgegend stießen die Griechen durch Zufall auf eine Kinderschar, die behauptete, die Griechen hätten ein Fahrrad entwendet; gerade hätte es noch da gestanden. Die Griechen beschworen, daß dies nicht stimmte, aber die herbeigerufene Polizei wollte den Fremdarbeitern vom Balkan nicht glauben, bis zum Glück ein Kind mit dem Rad zurückkam. Niemand hat sich nach diesem Vorfall für die falsche Beschuldigung entschuldigt. Solche tödlichen Lügen von ungezogenen Lümmeln, die ihre Aggressivität staatstragend ausleben durften, hatten sie das Fürchten gelehrt.

Befreiung durch Franzosen und Heimkehr

Die Befreiung durch die Franzosen machte aus den Griechen Sieger, auch wenn sie bis Kriegsende in der Nazi-Kriegsproduktion mitgearbeitet hatten. Die Arbeitsverträge der Griechen wurden erst lange nach Kriegsende rückwirkend zum 20. April 1945 durch die Hütte gelöst. Diese buchhalterische Genauigkeit hatte auch eine andere Seite, denn so lange wurde Lohn gezahlt und so lange waren die Arbeiter versichert; aber sie hatte zugleich etwas Erschreckendes: Die deutsche Buchhaltung funktionierte und überlebte auch noch das Hitlerreich.

Nach einem Fest im Lager wurden die Griechen auf den Flugplatz nach Mengen verlegt. Die Frauen von Laucherthal hätten geweint, als die Griechen das Dorf verließen. Von Mengen kamen sie mit dem Pferdewagen nach Tuttlingen, dann mit dem Zug nach Bregenz, wo sie einen Monat lagen. Dann trennten sich ihre Wege. Eine Gruppe fuhr nach München und wurde von dort mit dem Flugzeug über Athen nach Kavalla gebracht. Sie kam im Sep-

tember in der Heimat an. Die anderen fuhrten mit dem Zug durch ganz Italien bis Bari, von dort mit dem Schiff über Piräus nach Thessaloniki, wo sie ein altes Auto fanden, mit dem sie die letzten 200 Kilometer heimfuhren. Im Dezember 1945 waren auch sie wieder zu Hause.

Anmerkungen

- 1 Bei der Forschungsarbeit half mir mein Freund Christoph Schumacher, Stuttgart; finanzielle Unterstützung gewährte die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Beiden sei Dank. Eine ausführliche Darstellung der Arbeit findet sich in Lutz Niethammer, Alexander v. Plato: Wir kriegen jetzt andere Zeiten. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin und Bonn 1985, S. 369 – 391.
- 2 Die Zahlen entstammen der grundlegenden Arbeit von Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Berlin und Bonn 1985, S. 11.
- 3 Staatsarchiv Sigmaringen Ho 235 II 14409, Si 124.
- 4 Ein gutes Dutzend von Gesprächen kam zustande. Den Interviewpartnern sei nochmals herzlich gedankt.
- 5 Als Ausnahme sei auf die Arbeiten von Christoph Schminck-Gustavus verwiesen; er hat mit polnischen Arbeitern Interviews geführt: Hungern für Hitler. Reinbek 1984.

Der Oberstenfelder Altar und seine Stifter

*Hans Ulrich
Frhr. v. Ruepprecht*

Am Sonntag Exaudi, dem 7. Mai 1989, wurde die evangelische Stiftskirche in Oberstenfeld, im nordöstlichen Zipfel des Kreises Ludwigsburg gelegen, nach zweieinhalb Jahren währenden Erneuerungsarbeiten wieder dem Gottesdienst geweiht. Die Kirche des um 1016 gegründeten Frauenstifts reicht mit ihrem ältesten Teil, der dreischiffigen Hallenkrypta, in die Zeit kurz nach der Gründung (um 1025) zurück. Die darüber liegende dreischiffige Basilika stammt aus dem frühen 13. Jahrhundert, der sich daran anschließende Ostturm wurde einige Jahrzehnte später errichtet, aber sein oberstes Stockwerk erst 1854 aufgesetzt. Daß man einige Zutaten der letzten Renovierung vor hundert Jahren belassen hat, beeinträchtigt nicht die großartige Wirkung des hochromanischen Raumes mit seinem doppeltgestaffelten Chor, mit den wuchtigen Pfeilern und Säulen, in deren Würfelkapitelle symbolische Ornamente eingemeißelt sind.

Die Kirche diente bis 1850 allein dem Stift. Dieses, ursprünglich ein Kanonissenstift, seit 1225 Chorfrauenstift, wurde von Herzog Ulrich im Jahre 1540 im Zuge der Reformation in ein evangelisches adeliges Fräuleinstift umgewandelt, das bis 1802 reichsunmittelbar blieb und dann unter württembergi-

scher Herrschaft noch bis 1920 bestand. Schon seit 1850 finden jedoch auch für die Dorfbewohner, die ihre eigene Kirche, die Gallus- oder Fleckenkirche, haben, Gottesdienste in der Stiftskirche statt, und zwar im Sommer, während im Winter die andere Kirche benützt wird.

Im Turmchor der Stiftskirche steht heute an der Stelle des einstigen, Johannes dem Täufer geweihten Hauptaltars der berühmte Flügelaltar, der «Oberstenfelder Altar». Er stand ursprünglich, und zwar seit 1578, in der Apsis des südlichen Seitenschiffes, die den Herren von Weiler, nachdem sie 1483 die Burg Lichtenberg erworben hatten, als Grabkapelle diente.

Die Haupttafel des Altars zeigt Christus, das Kreuz tragend, inmitten einer dichten Menge Volks; darüber sieht man, vorbei am Rande einer mittelalterlichen Stadt, weit hinaus in eine nach altdeutscher Art gemalte Landschaft. Auf den Innenseiten der beiden Flügel sind jeweils zwei Passionsszenen dargestellt: links oben Christus am Ölberg, darunter an der Geißelsäule, rechts oben Christus vor Pilatus, darunter die Dornenkrönung. Der Maler ist unbekannt. Max Schefold, der wohl als erster den Altar kunstgeschichtlich gewürdigt hat, sieht ihn unter